

Leseprobe aus:

Peter Høeg

Die Kinder der Elefantenhüter



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Ich habe eine Tür aus dem Gefängnis gefunden, die sich zur Freiheit öffnet, ich schreibe dies, um dir die Tür zu zeigen.

Nun wirst du vielleicht sagen, wie viel Freiheit glaubt man eigentlich verlangen zu können, wenn man wie ich auf Finø geboren wurde, das Dänemarks Gran Canaria genannt wird, überdies in einem Pfarrhaus mit zwölf Zimmern und einem Garten, groß wie ein Park. Und umgeben von Vater und Mutter und großer Schwester und großem Bruder und Großeltern und Urgroßmutter und einem Hund, die allesamt von einem Reklamefoto für ein Produkt herunterlächeln könnten, das teuer, aber gut ist, gut für die ganze Familie.

Und obwohl es natürlich nicht so viel zu sehen gibt, wenn ich in den Spiegel gucke, weil ich nämlich der Zweitkleinste in der Klasse bin, der siebten in der Städtischen Schule in Finø, gibt's doch einen ganzen Haufen älterer und auch schwererer Spieler, die mich im Stadion wie einen Surfer im Wind an sich vorüberschweben sehen und hinterher merken, wie ihnen die Haare zu Berge stehen, wenn ich die gnadenlose rechte Klebe abfeuere.

Also worüber beklagt der sich eigentlich, wirst du vielleicht sagen, was glaubt der denn, wie es anderen Burschen mit vierzehn geht? Darauf gibt es zwei Antworten.

Die erste ist: Du hast recht, ich sollte mich nicht beklagen. Aber als Vater und Mutter plötzlich weg waren und

alles richtig schwierig und unerklärlich wurde, entdeckte ich, dass ich etwas vergessen hatte. Ich hatte, als alles noch hell war, vergessen herauszufinden, was eigentlich von Dauer ist, worauf man sich wirklich verlassen kann, wenn es anfängt, dunkel zu werden.

Die zweite Antwort ist bitter: Schau dich doch mal um – wie viele Menschen sind eigentlich richtig froh? Auch wenn man einen Vater mit Maserati hat und eine Mutter mit echtem Mink, was eine Weile bei uns auf dem Pfarrhof der Fall war, ist das wirklich ein Grund, hurra zu schreien? Oder ist die Frage, was einen Menschen frei machen kann, nicht doch erlaubt?

Wahrscheinlich wirst du jetzt einwenden, dass, soweit das Auge reicht, die Welt voller Leute ist, die einem erzählen wollen, wie man sich verhalten soll, und ich sei jetzt also der Tausendste. Na ja, einerseits stimmt das natürlich, andererseits ist es doch ein bisschen anders.

Wenn du meinen Vater in der Kirche von Finø hättest predigen hören, bevor er verschwand, hättest du ihn sagen hören, Jesus sei der Weg, und ich versichere dir, mein Vater kann das so schön und natürlich sagen, als spräche er von dem Fußweg zum Meer hinunter und als wären wir alle gleich da.

Wenn du dem Gottesdienst auf einem Hocker neben der Orgel beigewohnt hättest, die meine Mutter spielte, und wärest dann noch einen Augenblick sitzen geblieben, hätte sie dir erzählt, die Musik sei die Zukunft, und ich sag dir, sie spielt und sagt es so überzeugend, dass du auf der Stelle die ersten Klavierstunden gebucht hättest und schon auf den Beinen wärest, um nachzugucken, ob du nicht für den Inhalt deines Sparschweins einen Flügel kaufen könntest.

Wärst du nach dem Gottesdienst zu uns zum Kirch-
kaffee gekommen, und zwar an einem Tag, an dem mein
Lieblingsonkel Jonas zu Besuch war, ein Mann, der in der
Äußeren Mongolei auf Bärenjagd geht und in seinem En-
tree einen ausgestopften Bären stehen hat und der irgend-
wann Gewerkschaftsvorsitzender wurde, dann hätte er dir
einen Monolog nicht unter zwanzig Minuten gehalten und
dir verklickert, das geilste Erfolgserlebnis sei, wenn man
physisches Selbstvertrauen hat und sein Leben der Orga-
nisierung der Arbeiterklasse widmet, und das sagt er nicht
nur, um meinen Vater aufzuziehen, nein, er meint es auch
vollkommen ernst.

Meine Klassenkameraden hingegen würden dir erklä-
ren, das richtige Leben fange nach der neunten Klasse an,
weil dann nämlich die meisten Kinder auf Finø zu Hause
ausziehen und auf das Internat oder die Technische Schule
in Grenå wechseln.

Und schließlich, um mal ganz woanders hinzugehen,
wenn du die Insassen vom *Store Bjerg* fragtest, dem The-
rapiezentrum westlich der Stadt Finø, die alle schon vor
ihrem sechzehnten Lebensjahr drogenabhängig wurden,
wenn du die ganz ehrlich und unter vier Augen fragtest,
dann, auch wenn sie total clean und zutiefst dankbar für
den Entzug sind und ein neues Leben anfangen wollen,
würden sie dir sagen, nichts gehe über die lange, sanfte
Euphorie nach einer Opiumpfeife oder den Flash nach
einem Heroinschuss.

Und ich sage dir: Meiner Meinung nach haben diese
Menschen alle recht, auch die Insassen vom *Store Bjerg*.

Das habe ich von meiner großen Schwester Tilte ge-
lernt. Sie hat nämlich das Talent, dass sie allen recht geben
kann und gleichzeitig ganz und gar davon überzeugt ist,

dass sie als Einzige innerhalb eines sehr großen Umkreises weiß, wovon sie redet.

Alle diese Menschen zeigen auf eine Tür, die Tür zu ihrem Lieblingszimmer, in dem sich Jesus oder Schuberts Lieder oder die staatliche Prüfung nach der neunten Klasse befinden oder ein ausgestopfter Bär oder feste Arbeit oder ein aufmunternder Klaps auf den Hintern, und selbstredend sind viele dieser Zimmer wirklich phantastisch.

Aber solange du dich in einem Zimmer befindest, bist du drinnen, und solange du drinnen bist, bist du gefangen.

Die Tür, die ich dir zeigen möchte, ist anders. Sie führt nicht in einen neuen Raum. Sie führt dich aus dem Gebäude heraus.

Ich habe diese Tür nicht gefunden, mir fehlt das nötige Selbstvertrauen, meine Schwester Tilte hat sie gefunden.

Ich war dabei, als es passierte, vor zwei Jahren, kurz bevor Vater und Mutter zum ersten Mal verschwanden. Ich war zwölf und Tilte vierzehn. Obwohl ich mich daran erinnere, als wäre es gestern gewesen, war mir damals natürlich nicht bewusst, dass sie die Tür entdeckt hatte.

Wir hatten unsere Urgroßmutter zu Besuch, sie kochte gerade Buttermilchsuppe.

Wenn Urgroßmutter Buttermilchsuppe macht, steht sie auf zwei Hockern übereinander, um an den Topf zu reichen und die Suppe rühren zu können, denn sie kam klein zur Welt, und später sind ihre Rückenwirbel sechsmal zusammengesackt. Dadurch ist sie so bucklig geworden, dass die Leute, die das oben erwähnte Reklamefoto schießen würden, aufpassen müssten, von wo aus sie das Bild machen, weil der Buckel nämlich so groß ist wie ein Schirmständer.

Dafür sind viele, denen Urgroßmutter begegnet ist, der Meinung, Jesus könne bei seiner Wiederkunft auf Erden durchaus als dreiundneunzigjährige Dame erscheinen, denn Urgroßmutter ist der Inbegriff dessen, was man allliegend nennt. Das bedeutet, ihre Freundlichkeit ist so groß, dass sie Platz für alle hat, sogar für Typen wie Kaj Molester oder den ministeriellen Abgesandten auf Finø, Alexander Bister Finkeblod, der die Dorfschule leitet. Um den zu lieben, muss man schon seine Mutter sein, aber vielleicht reicht nicht mal das. Einmal habe ich nämlich gesehen, wie er seine Mutter von der Fähre abgeholt hat, und da sah sie ungelogen aus, als ob sie der Schlag träfe.

Gleichzeitig soll man sich in unserer Urgroßmutter bitte nicht irren. Man wird nicht dreiundneunzig und überlebt mehrere der eigenen Kinder und sechs Sinterungsbrüche der Rückenwirbel und den Zweiten Weltkrieg und kann sich an das Ende des Ersten erinnern, ohne dass einen etwas Außergewöhnliches auf Trab hielt. Ich möchte mal so sagen: Wenn Urgroßmutter ein Auto wäre, dann stand die Karosserie, solange man denken kann, schon immer kurz vor dem Zusammenbruch. Aber der Motor! Der brummt, als wäre er in *der* Minute aus der Fabrik gekommen.

Was die Sprache anbelangt, ist sie allerdings recht sparsam, sie verteilt ihre Worte wie Bonbons, als hätte sie nicht mehr viel davon übrig, und das hat man vielleicht auch nicht, wenn man dreiundneunzig ist.

Das heißt, wenn sie plötzlich, ohne den Kopf zu drehen, verlauten lässt: »Ich möchte gerne etwas sagen«, sind wir mucksmäuschenstill.

Wir – das sind meine Eltern, mein großer Bruder Hans, Tilde und ich und unser Hund Basker III, ein Foxterrier:

Basker nach dem Roman über den Hund von Baskerville, und III, weil er zu Tiltles Lebzeiten der dritte dieser Rasse war, den wir besaßen, und sie hat verlangt, dass jeder neue Hund nach dem Tod des alten denselben Namen tragen solle, nur mit einer höheren Nummer. Immer wenn Tilde Leuten, die noch nicht das große Vergnügen hatten, uns kennenzulernen, den Namen des Hundes verrät, nennt sie auch die Nummer. Dann geht ein kleiner Ruck durch die Leute, vielleicht weil sie an die vor Basker gestorbenen Hunde denken, und ich glaube, genau deswegen hat sich Tilde den Namen ausgesucht. Sie ist nämlich immer am Tod interessiert gewesen, mehr als Kinder sonst.

Jetzt, wo Urgroßmutter etwas sagen will und sich in den Rollstuhl setzt, stützt sich Tilde auf den Küchentisch und hebt die Beine hoch, so dass Urgroßmutter unter sie fahren kann. Tilde will immer auf Urgroßmutter's Schoß sitzen, wenn diese etwas zu sagen hat, aber Urgroßmutter ist mit der Zeit schwächer geworden und Tilde schwerer. Jetzt arrangieren sie sich so, dass Tilde sich abstützt und Urgroßmutter unter sie rollt, sie ist zu dieser Zeit schon kleiner als Tilde.

»Mein Vater und meine Mutter«, sagt Urgroßmutter, »eure Ururgroßeltern, waren nicht mehr ganz so jung, als sie geheiratet haben, sie waren Ende dreißig. Trotzdem bekamen sie sieben Kinder. Als eben das siebte geboren war, sind der Bruder meiner Mutter und seine Frau gestorben, mein Onkel und meine Tante, sie wurden beide von derselben Seuche angesteckt, der Spanischen Grippe, und starben fast zur gleichen Zeit. Sie haben zwölf Kinder hinterlassen. Mein Vater fuhr nach Nordhavn zur Beerdigung. Danach haben sich alle getroffen, die Familie musste ja die zwölf Kinder unter sich aufteilen, so machte man das da-

mals vor neunzig Jahren, es war eine Frage des Überlebens. Die Fahrt im Pferdewagen von Finø bis Nordhavn dauerte zwei Stunden, mein Vater war erst am Abend wieder zu Hause. Er ist in die Küche gekommen, wo meine Mutter am Herd stand, und hat dann gesagt:

›Ich hab sie alle genommen.«

Meine Mutter blickte freudig auf und sagte dann:

›Danke für das Vertrauen, Anders.««

Als Urgroßmutter ihre Geschichte beendet hatte, wurde es still in der Küche. Ich weiß nicht mehr, wie lange die Stille anhielt, weil nämlich die Zeit stillstand, es gab zu viel zu verstehen, um denken zu können, man hatte gleichsam aufgegeben. Man musste verstehen, was in Urgroßmutter's Vater vorging, als er die zwölf Kinder bei der Beerdigung sah und es nicht übers Herz brachte, sie voneinander zu trennen. Und vor allem musste man seine Frau verstehen, als er nach Hause kam und sagte: »Ich hab sie alle genommen.« Da wird nicht eine Sekunde gezaudert, nichts da mit Nervenzusammenbruch und Gejammer, dass das jetzt nicht mehr nur die eigenen sieben Kinder sind, was ja schon schlimm genug sein könnte, wenn man nur an uns drei im Pfarrhof denkt, und wir haben ja sogar zwei Toiletten plus eine Gästetoilette, nein, jetzt sind's mit einem Mal neunzehn Kinder.

Irgendwann, als es wer weiß wie lange still gewesen war, jedenfalls lange, sagte Tilde:

»So will ich auch sein!«

Wir dachten alle, wir verstünden, was sie meinte, und irgendwie verstanden wir es auch. Wir dachten, sie wollte wie der Vater oder wie die Mutter sein oder wie sie alle beide und, falls nötig, neunzehn Kinder willkommen heißen können.

Und richtig, das meinte sie auch. Aber sie meinte auch noch etwas anderes.

Bevor sie das sagte, während dieser langen Stille, hatte Tilte die Tür entdeckt. Oder war sich sehr sicher geworden, dass es sie gab.

Ehe ich anfrage, möchte ich dich etwas fragen. Ich möchte dich fragen, ob du dich an Momente deines Lebens erinnerst, in denen du glücklich gewesen bist. Nicht nur froh. Nicht nur zufrieden. Sondern so glücklich, dass alles vollständig total hundertprozentig perfekt war.

Wenn du dich nicht an einen einzigen solchen Moment erinnern kannst, ist das nicht so gut, aber dann ist es natürlich umso wichtiger, dass ich dich jetzt mit dieser Geschichte hier erreiche. Wenn du dich wenigstens an einen oder besser noch ein paar Momente erinnerst, bitte ich dich, an sie zu denken. Das ist wichtig. Denn in solchen Momenten geht die Tür auf.

Ich erzähle dir ein paar von meinen. Nichts Besonderes. Ich nenne sie nur, damit du es leichter hast, sie in deinem eigenen Leben ausfindig zu machen.

Ein solcher Moment war, als ich zum ersten Mal für die *Finø AllStars* nominiert wurde, die im Juli gegen die Sommerfrischler antreten. Das Aufgebot wurde vom Trainer der ersten Mannschaft vorgelesen, wir nennen ihn Fakir, weil er kahl ist und dünn wie ein Pfeifenreiniger und weil er das ganze Jahr hindurch eine Laune hat, als wäre er eben erst aufgestanden und hätte die Nacht auf Glasscherben verbracht.

Bislang war noch nie jemand nominiert worden, der jünger war als fünfzehn, es traf mich völlig unvorbereitet, als er die Liste vorlas und meinen Namen nannte.

Einen winzigen Augenblick lang war schwer zu sagen, wo man sich befand, stand man außerhalb seines Körpers, oder war man in ihm oder beides auf einmal?

Ein anderer solcher Moment war, als Conny fragte, ob wir miteinander gehen wollten. Sie fragte nicht selber, sie schickte eine ihrer Hofdamen, Sonja. Ich war auf dem Heimweg von der Schule, Sonja holte mich ein, »ich soll dich von Conny fragen, ob ihr miteinander gehen wollt«.

Eine Sekunde lang denkt man, jemand hat den Stöpsel gezogen, schwebt man oder steht man auf der Erde, keine Ahnung. Und das Gefühl des Schwebens ist keine Einbildung, die ganze Welt, die man spüren und wahrnehmen kann, ist völlig verändert.

Es gibt noch eine Situation mit Conny, die weit zurückliegt, wir waren ungefähr sechs Jahre alt und im Kindergarten. Im ganzen Ort Finø gab es nur dreihundert Kinder und nur eine Schule und einen Kindergarten, das heißt, wir sind alle zusammen auf eine Schule und in einen Kindergarten gegangen.

Die Brauerei Finø hatte dem Kindergarten so ein paar riesige Bierfässer aus Holz gespendet, die hatten sie hingelegt und aufgebockt und einen Boden eingebaut. Dann kamen kleine Türen und Fenster hinein, und die Fässer konnten als Spielhäuser benutzt werden. In einer dieser Tonnen habe ich Conny gefragt, ob sie sich vor mir ausziehen wolle.

Sicher wirst du mich jetzt fragen, wo ich eigentlich den Mut hernahm, ich, der ich zu schüchtern wirkte, nach dem Weg zum Bäcker zu fragen, und ich muss ja tatsächlich auch sagen, es war wirklich einer der raren Momente in meinem Leben, in denen ich mich über mich selbst gewundert habe.

Aber wenn du Conny mal sehen solltest, wirst du verstehen, dass es Frauen gibt, die aus einem Mann das Außergewöhnliche herauskitzeln können, auch wenn sie erst sechs Jahre alt sind.

Sie entgegnete nichts. Sie fing einfach an, sich gemächlich auszuziehen. Als sie nackt war, hob sie die Arme und drehte sich ganz langsam vor meinen Augen. Ich sah den hellen Flaum auf ihrer Haut, das Fass um uns herum war rund wie ein Schiff oder eine Kirche und roch nach dem Bier, das seit hundert Jahren die Dauben durchtränkt hatte. Und ich begriff, dass das, was da zwischen Conny und mir geschah, mit dem Rest der Welt zu tun hatte.

Der letzte Augenblick ist der stillste. Ich bin klein, vielleicht drei Jahre alt, denn wir haben eben Basker II bekommen, der ins Bett der Eltern gekrabbelt ist, wo ich auch geschlafen habe. Von dort lasse ich mich auf den Boden gleiten, stoße die Terrassentüren auf und gehe in den Garten. Es muss früher Herbst gewesen sein, die Sonne steht tief, und das Gras ist eisekalt und brennt unter den Fußsohlen. Zwischen den Bäumen sind große Spinnweben gespannt, an den Fäden hängen Tautropfen wie eine Million klitzekleiner Diamanten, die sich alle gegenseitig spiegeln. Es ist sehr früh, und der Morgen ist so frisch und neu und unmöglich zu wiederholen, als hätte es vor diesem nie einen anderen gegeben und als brauchte auch nie ein weiterer zu kommen, denn dieser hier währt ewig.

In solch einem Augenblick ist die Welt vollkommen. Es gibt nichts mehr zu tun und niemanden, der es tun könnte, weil es keine Menschen mehr gibt, nicht einmal mich, die Freude füllt alles aus. Es dauert sehr kurz, dann ist es vorbei.

Ich weiß, derlei Augenblicke gibt es auch in deinem Leben. Nicht die gleichen, aber ähnliche.

Worauf ich dich aufmerksam machen möchte, sind die Sekunden, bevor einem die Einzigartigkeit der Situation aufgeht und man zu denken anfängt.

Denn sobald die Gedanken kommen, ist man wieder im Käfig.

Das ist das Finstre an dem Gefängnis, um das es sich hier handelt. Es besteht nicht bloß aus Stein und Beton und schwedischen Gardinen.

Das wäre nämlich einfacher. Wären wir auf herkömmliche Art eingesperrt, würden wir schon noch eine Lösung finden, selbst so zurückhaltende Typen wie du und ich. Dann hätten wir aus Grenå oder Århus garantiert ein paar hundert Gramm dieses rosa Pulvers beschaffen können, das man für die Jetmotoren der Modellflugzeuge braucht, wenn der Große Drachen- und Segelflugtag auf Finø stattfindet. Und hätten todsicher ein rostfreies Rohr mit Gewinde an den Enden gefunden und zwei Schrauben für die Gewinde und hätten ein kleines Loch ins Rohr gebohrt und das Pulver eingefüllt und die Lunte einer Neujahrsrakete reingesteckt und damit eine anständige Öffnung in die Mauer gesprengt, und dann hätten sie uns nur noch hinterhersehen können.

Aber das würde nicht reichen. Denn das Gefängnis, um das es sich hier handelt, ist unser aller Leben und die Art, wie wir es führen. Dieses Gefängnis ist nicht nur aus Stein gemauert, es ist auch aus Worten und Gedanken gemacht. Und wir helfen mit, es ständig zu errichten und in Schuss zu halten, das ist das Schlimmste.

Wie damals, als mir Sonja Connys Frage stellte. Kaum war eine Sekunde vergangen, kaum hatte der Schock die

Welt verändert, kam diese Welt schon wieder zurück. Und zwar indem man dachte: »Kann denn das wahr sein, meint sie mich, ist nicht ein anderer Peter gemeint? Und wieso ausgerechnet ich? Und wenn sie wirklich mich meint, bin ich überhaupt gut genug für sie? Und wie lange wird es dann dauern? Und selbst wenn es lange währt, was man ja glaubt und hofft, muss es doch irgendwann enden, oder etwa nicht?«

»Und sie lebten glücklich bis ans Ende ihrer Tage.«

Dieser Schluss hat mich nie befriedigt.

Vater las uns zur guten Nacht vor, Tilte, mir und Basker. Wenn die Geschichte mit dem Satz endete: »Und sie lebten glücklich bis ans Ende ihrer Tage«, empfand ich immer eine unerklärliche innere Unruhe.

Es war Tilte, die die richtigen Worte fand. Eines Tages, sie war höchstens sieben, ich fünf, sagte sie: »Was heißt das: ›das Ende ihrer Tage‹?«

»Wenn sie sterben«, sagte Vater.

Dann sagte Tilte:

»Bekamen sie einen würdigen Tod?«

Vater wurde ganz still. Dann sagte er:

»Darüber steht hier nichts.«

Dann sagte Tilte:

»Und danach?«

Ich weiß, wo Tilte die Sache mit dem würdigen Tod herhat. Von Bermuda Svartbag Jansson, die sowohl Hebamme als auch Leichenbestatterin ist, so ist das halt auf einer kleinen Insel, viele haben zwei oder drei Jobs auf einmal, Mutter ja auch, die Organistin und Kirchendienerin ist und zugleich Beraterin auf der Maschinenstation.

Tilte hatte sich oft mit Bermuda unterhalten und ihr

auch geholfen, Leichname in Särge zu legen. Den Ausdruck hatte sie von ihr.

Aber das erklärt trotzdem nicht alles. Denn das muss man sich mal vorstellen: Eben hat man einem siebenjährigen Mädchen ein Märchen mit dem letzten Satz vorgelesen »Und sie lebten glücklich bis ans Ende ihrer Tage«, der ja den Sinn hat, dass es mit einem Happy End aufhört und die Kinder zur Schlafenszeit gut gelaunt sind und an die Familie denken und sicher sind, dass Vater und Mutter und sie selber und der Hund auch glücklich bis ans Ende ihrer Tage leben, das noch so weit weg ist, dass man ebenso gut »in alle Ewigkeit« sagen könnte. Und dann kommt da so ein Mädel von sieben Jahren und fragt, ob sie auch einen würdigen Tod bekommen hätten.

Als Tilte es sagte, verstand ich, warum mich solche Schlüsse nie richtig beruhigt hatten. Ich hätte nie wie Tilte denken können, ich hätte es nie gewagt. Aber ich hatte es gleichsam gespürt. Dass sie vielleicht glücklich leben. Aber was, wenn sie an den Schluss kommen, ans Ende ihrer Tage?

Da ist es dann vielleicht doch nicht mehr so lustig.

Jetzt erzähle ich dir, was wir erlebten. In Wirklichkeit tue ich es nicht, um von uns zu erzählen. Sondern um mich selbst daran zu erinnern, wann die Tür offen stand, und es dir zu zeigen.

Ich kann dir nicht durch die Tür helfen, weil ich selber nicht richtig durch sie hinausgegangen bin. Aber wenn wir sie finden und davorstehen, oft genug, du und ich, dann weiß ich, dass wir eines Tages gemeinsam in die Freiheit hinausgehen werden.